# Unterhaltungsbeilage der Saale-Zeitung

Kunst — Leben — Wissen

Erscheint täglich

Halle a. S., den 22. April

1921 / Nr. 93.


## Beethovens Schatten in Frankreich.

**Paraphrase einer Erzählung von Jules Janin.**

Von

**Friedrich Freksa.**

(Nachdruck verboten.)

„Sowie der Unbekannte den Wirtssaal verlassen hatte, trat ich ein, nahm mit der größten Höflichkeit, die mir zu Gebote stand, meinen Hut ab und sagte zu der Wirtin mit dem Ausdruck höchsten Respektes: „Madame, können Sie die Güte haben, mir zu sagen, wie dieser Mann heißt, wer er ist und wo er wohnt?"

Diese Höflichkeit schien das sauertöpfische Wesen der Wirtin zu mandeln. Sie lachte mich mit jenem halb gezierten, halb verlegenen Kichern an, das gewisse heitle, ältere Frauen auf ihren welken Lippen tragen und antwortete mir: „Sie sind ein sehr höflicher Mann! Sie müssen mein Benehmen recht verstehen. Dieser Mann, den Sie soeben sahen, ist eine Art Musikus und dabei ein Gutschmecker und Trinker, der die Völlerei liebt! Ich kenne seine Wirtschafterin, sie heißt Martha, und er schreibt sich Beethoven! Dort drüben wohnen sie in dem kleinen Häuschen neben dem Wollhändler!"

Als ich den Namen Beethoven hörte, begann mein Herz laut zu pochen. Ich wandte mich wieder an die Wirtin und sagte: „Warum haben Sie ihm kein Fleisch gegeben?"

„Ich habe es seiner Wirtschafterin versprochen! Er ist ein Gutschmecker und Trinker und Wirtshausläufer! Jeden Tag möchte er Fleisch essen, selbst am Freitag! Alles Geld, was er hat, würde er bei mir verzehren, aber ich will nicht an einem armen Musiker reich werden. Es ist nur Mitleid mit ihm, wenn ich seinem Hange nicht nachgebe."

Nun lief sich mich auf einem Stuhle nieder und sagte: „Madame, Sie sind eine wackere Frau! Aber im Namen der deutschen Gastfreundschaft können Sie mir einen großen Dienst erweisen! Würden Sie mir, trotzdem es Freitag ist, ein Stück von Ihrem berühmten Kalbsbraten machen? Ein großes Stück! Ich will nicht eher gehen, als bis ich es habe!"

Sie sah mir prüfend ins Gesicht und sagte: „Weil Sie so schön bitten können!" Und sie wies mir stumm mit der Hand eine hintere Tür des Herdes, die sich dunkelrot färbte und ein starkes Feuer verriet. Dann rief sie die Magd, die die Oberstur öffnete und der herrliche Duft von knusperig gebratenem Fleische begann die Küche und den Wirtssaal zu durchziehen.

„Es ist für einige Gäste," erklärte die Wirtin, „denen der Herr Pfarrer, der mitschmaust, Absolution gibt!"

Ich ließ mir ein zweites Stück von dem köstlichen Braten auf einen großen Holzteller aufschneiden. Und als ich das Stück mit samt dem Teller gezahlt hatte, fragte ich: „Welchen Wein trinkt der Beethoven am Liebsten?"

Sie sah mich von der Seite an. „Solche Leute," sagte sie murrend, „trinken schließlich jeden Wein. Ich sollte Ihnen gar keinen verkaufen!"

„Es zahlt ja nicht der Herr Beethoven!" sagte ich begütigend. Da klärte sich ihr Gesicht ein wenig auf.

Ich drang weiter in sie: „Geben Sie mir nur zwei Flaschen von Ihrem besten Rheinwein und wäre es auch der Lieblingswein des Herrn von Metternich!"

Diesen geflüsterten Namen überhörte die Wirtin geflissentlich. Als Antwort griff sie zu dem rasselnden Schlüsselbunde und öffnete die Tür zum Keller.

Mit zwei alten verstaubten, mit Spinnennetzen überzogenen Flaschen kam sie zurück, die ein Jahrhundert dort unten gelagert haben mußten.

„Soll ich alles hinüberschicken lassen?" fragte sie.

Als Antwort steckte ich die Flaschen einfach in die Taschen meines Ueberrockes, zahlte sie, ergriff die hölzerne Bratenschüssel und ging über die Straße, als trüge ich die Uniform des Königs von Preußen.

Bald stand ich vor dem niedrigen Hause Beethovens, ich stieg die Stufen hinan. Er wohnte im ersten Stock.

Die Tür zu seiner Wohnung war mit dickspitzigen eisernen Nägeln beschlagen, wie zum Schutze gegen Einbrüche, aber das Schloß war alt und gebrechlich, auch war es nicht verschlossen und die Tür gab einen leichten Druck nach.

Ich trat ein. Im Vorzimmer stand ein einziger Tisch, der mit einem Tischtuche aus grober Leinwand bedeckt war. Ein Fink sang in seinem blitzenden Messingkäfig und eine große Katze saß behaglich auf einem grünen Sessel. Mit ihren gelben Augensternen sah sie mich entrüstet und feindselig an.

Ich stellte meine Holzschüssel und die beiden Flaschen auf den Tisch. Die Katze zog witternd den Duft ein. Ich streichelte sie und sie schien es sich von mir, als dem Bringer des guten nahrhaften Geruches, gefallen zu lassen.

Beethovens Wirtschafterin, Martha, eine alte, geizig aussehende Frau, trat ein und war sehr erstaunt, mich, den Kalbsbraten und die beiden Flaschen Wein zu finden. Sie erklärte mir, ihr Herr empfinge nie einen Fremden. Ich sah auf einer Kommode ein weißes Notenschreibpapier stehen, und schrieb auf ein Stück Papier auf: „Ich bin Franzose! Ich verehre Sie! Ich habe heißen Kalbsbraten und Rheinwein mitgebracht! Erweisen Sie mir die Ehre, Ihr Gast für das Mittagmahl sein zu dürfen!"

Dieses Papier reichte ich der Wirtschafterin. Sie öffnete die nächste Tür, die zum Arbeitszimmer Beethovens führte. Er saß neben dem Fenster und betrachtete einen Nelkenstock, dessen Blüten und Blätter von Tausenden von kleinen grünen Insekten bedeckt waren.

Außer diesem Nelkenstock hatte er noch viele Pflanzen in seinem Fenster. Schlinggewächse waren emporgeklettert und Blätter waren von den Strahlen der Sonne durchleuchtet.

Beethoven hörte nicht, wie die Wirtschafterin eintrat und das Blatt neben ihn legte. Erst als er die Säuberung des Nelkenstockes beendet hatte, fiel sein Blick auf das Papier.

Er las es und ich fürchtete einen Ausbruch seines Unwillens. Allein sein Gesicht heiterte sich auf. Er ging straks mit starren Schritten zur Tür hinaus, sah, daß es mit dem Kalbsbraten und den Rheinweinflaschen seine Richtigkeit habe und sagte zu mir: „Seien Sie willkommen! Sie sind Franzose, das ist gut! Erweisen Sie mir die Ehre, mit mir zu speisen!"

Und mit lauter Stimme befahl er Martha, noch ein Gedeck aufzulegen. Die Wirtschafterin tat es mit süßsaurer Miene.

Er unterhielt mich mit starker Stimme. Seine Haltung zeugte von Würde und Selbstbewußtsein. Es schien in seinen Augen eine sehr große Ehre zu sein, daß er mich empfangen hatte.

„Ich bin griesgrämig gegen alle diese Menschen, die sich zu mir drängen," sagte er. „Aber Sie habe ich gern empfangen! Sie sind Franzose, aus dem Volke Napoleons!"

Hier in der Stadt zu leben, ist traurig! Dies Leben tötet mich! Ich ersticke! Ich höre sonderbare Geräusche um mich, aber mich selbst kann ich nicht einmal singen hören. Finden Sie es Verbrecherisch, daß ich mich an Essen und Trinken schadlos zu halten suche? Ich habe mehr verloren als Milton, der nur erblindete, aber seine Dichtkunst behielt und seine Gedichte hörte.

Ich aber höre mich nur noch, wenn ich in mich selbst verstumme. Ich verspüre es wie, wie andere diese Töne verstehen!

Selbst der Wald, den ich liebte, ist für mich stumm geworden, oder ich höre unsinnige Töne, die nicht in ihm wohnen!"

Nun lud ich die Wirtschafterin ein, Platz zu nehmen. Sie war erstaunt, daß ihr Herr so viel zu mir sprach.

Das Mahl erfreute Beethoven. Er wurde lustig. Er trank stark von dem alten Rheinwein, den ich ihm fast ganz überließ. Er sagte Witz, erzählte aus seinem Leben und sprach so gut und mit so viel Vergnügen, daß ich sein Gebrechen vergaß.

Als das Mahl, das nur den einen Gang hatte, beendet war, sagte er zu mir: „Die Leute glauben, ich sei gänzlich taub! Sicherlich haben Sie es bemerkt, daß das nicht der Fall ist. Oft entfernten sich die Leute unglücklicherweise, meine Ohren schließen! Wenn mich der Arzt beredet, ist es der Fall. Jetzt kommen Sie, jetzt sollen Sie einmal den alten Beethoven hören!"

Und er zog mich in sein Arbeitszimmer, in dem ein schöner Flügel von Broadwood stand, der ihm durch Kreuzer und durch Czerny von seinen englischen Freunden aus London geschenkt worden war.

Er öffnete das Instrument, setzte sich daran und begann zu spielen. Das Klavier war so verstimmt, daß die alte Katze im Nebenzimmer zu heulen begann und der Fink entsetzt schlug. Ich mußte an mich halten, um ein Lachen mir zu verbeißen, aber bald verging mir die Lust. Beethoven schmetterte die Hände ohne das Empfinden seiner Kraft auf die Tasten, wie nur ein Tauber es kann. Niemals habe ich eine so höllische Musik vernommen, die um so entsetzlicher klang, als die Trümmer großer Erinnerungen durch das Tongewirr trieben.

Aber er selbst war ganz im Banne seines eigenen Enthusiasmus. Er vernahm diese Töne einer Symphonie. Er verlor sich in seiner Begeisterung, er zitterte, er lächelte selig vor sich hin.

Ich aber hielt meine Augen gesenkt. Am liebsten hätte ich mir beide Ohren zugestopft. Ich hätte fliehen mögen.

Dann aber faßte ich mich. Beide waren wir ja doch in der Wirklichkeit. Ich war auf der Erde und hörte diese entsetzlichen Töne, wie sie greulicher nie gehört wurden. Er aber war in seinem Himmel, er hörte die erhabene Musik Beethovens.

Endlich waren meine Qualen zu Ende. Er erhob sich, müde, aber beseligt.

„Nun," sagte er, „noch habe ich Blut in den Adern! Noch kann ich wirkliche Musik machen!"

Und er preßte meine Hände in seine starren Fäuste, daß sie schmerzten und zog mich an seine breite Brust.

Ich war erschüttert. Eine Träne stieg mir ins Auge. Da sagte er mir: „Ich will Ihnen zum Andenken das Thema geben, was ich eben entwickelte!"

Und er ging ans Fenster und klopfte an die Scheiben, wie zuvor, als ich ihn an dem Musikengeschäfte gesehen hatte.

**Er lauschte auf den Genius, der in ihm sang.**

**Endlich setzte er sich hin und schrieb in fliegender Hast diese Zeichen auf dies Papier.**

**Ich bewahre es als eine kostbare Reliquie, als das Andenken an den einzigen Genius, den ich kannte und der diesen Namen zu Recht trug.** „Denn dem Herrn von Balzac zum Trotz sei es gesagt, **es gibt Pariser Genies und — — — Genies!"**

— Ende. —

## Die Reliquie.

Von

**Paul Alexander Schettler.**

(Nachdruck verboten.)

Tischlermeister Zacherl hatte das Zeitliche gesegnet. Verwandte und Bekannte saßen beim Leichenschmaus und hielten bei gutem Trunk freundliche Nachrede über den Verstorbenen. „Je," rief mit einem Male die Witwe Zacherl aus, „was wird denn aus dem Zacherl seine Reliquie?"

Diese Worte der Frau Zacherl riefen lebhafte Unruhe hervor, denn besagte Reliquie war eine im Freundes- wie Verwandtenkreise teils mit Respekterfüllen, teils mit stillem Lächeln oft besprochene Angelegenheit. Tischlermeister Zacherls Reliquie bestand nämlich aus nichts mehr oder weniger als einer — Zigarre, die der Tischlermeister vom hochseligen Fürsten Eduard einmal eigenhändig überreicht erhielt, als er einen fürstlichen Stuhl, mit dem Ihre Durchlaucht höchstpersönlich zusammengestracht war, zu allerhöchstero Zufriedenheit zusammengeleimt hatte.

Nun war Tischlermeister Zacherl zwar Nichtraucher gewesen, d. h., er in den Mundwinkel geschobener dammendicker Priem erfüllte hinreichend sein Bedürfnis nach beizendem Tabakgeschmack. Aber er hatte sich hoch und heilig dagegen verwahrt, daß er etwa aus diesem Grunde das fürstliche Gnadengeschenk seinem eigentlichen Zwecke nicht zuführte. Das geschah vielmehr aus begreiflichem Stolz und aus dem Gefühl einer untertänigen Verehrung auf den Landesvater, wenn er die Zigarre an bevorzugtem Platz auf der Kommode in der guten Stube unter einer Schutzglocke — etwas Passenderes fand sich nicht — aufbewahrte, sichtbar für jedermann. Mit Stolz jedem gezeigt, führte die Reliquie hier das Dasein Eneewittchens in gläsernem Sarge, ohne die Hoffnung, daß sie ein Prinz aus ihrem Kartellendasein erlöste, denn wenn jemand wohl einmal sein Bedauern aussprach, daß eine so gute Zigarre doch ihren eigentlichen Zweck verfehlt habe, wenn sie nur zum Anschauen dalage, so pflegte Tischlermeister Zacherl zu sagen: „Die rauch i amal auf meinem Sterbebette" —

Nun war aber der Tod doch stinker gewesen, als Zacherl es vorausgesehen hatte. Jeden alls war er gestorben, ohne die fürstliche Zigarre noch vorher in Asche verwandelt zu haben. Diese Tatsache legte für die Witwe Zacherls die Frage nahe, was denn nun mit der Zigarre geschehen solle, denn daß sie, eine Frau, nichts mit einem solchen Gnadengeschenk anzufangen könne, lag ja auf der Hand, für die Motten war sie doch auch wohl zu schade, und da keine Kinder vorhanden waren, denen man sie hätte vererben können, so blieb eben nichts anderes übrig, als sie einem Zacherl besonders nahestehenden Mitglied der Freund- oder Verwandtschaft zum ehrenden Vermächtnis zu vermachen.

So holte denn Frau Zacherl besagte Reliquie, die noch immer unter der Käseglocke ruhte, von der Kommode aus der guten Stube und ließ sie am Tisch von Hand zu Hand gehen. Als sie nun aber die Frage stellte, wem sie denn die Zigarre als Vermächtnis Zacherls anbieten dürfe, zeigte sich allenthalben unter den männlichen Mitgliedern der Tafelrunde eine auffallende Zurückhaltung, wie sie sonst in Erbangelegenheiten nicht der Brauch zu sein pflegt.

„Sind denn alle Mannsleut auf einmal Nichtraucher geworden, oder glaubt ihr am End', der selige Fürst Eduard raucht eine schlechte Sorte, he?" fragte sie spitz.

Nicht doch, hieß es, eben grade, weil sie ein besonderes Kraut sei, wolle man sich nicht vordrängen, vielleicht wäre der Lehrbub, der Alois, der rechte Erbe für die Reliquie des seligen Herrn Zacherl.

„Ja?" erblaßte der Lehrbub und machte ein Gesicht, als sollte er am nächsten Laternenpfahl aufgeknüpft werden.

„Raucht er denn nicht?" fragten die Männer.

„Na und ob", lachte Frau Zacherl, und halb scherzhaft-drohend fügte sie hinzu: „Das ist einer, der Alois, hab ich ihn doch einmal erwischt, wie er um die Kommod' gestrichen ist, wie einer, der kein gut' Gewissen hat. Wenn ich nicht dazu gekommen wär', wer weiß, ob die Reliquie denn nicht verschwunden gewesen wär' auf Nimmerwiedersehen, und dann hätt' es wieder die Red' sein sollen, was Alois?"

Alois stand da wie ein begossener Pudel, während die Tafelrunde in ein lautes Gelächter ausbrach. Gut, dann solle er sie rauchen, und gleich auf der Stelle, wurde entschieden, denn man wolle doch auch einmal schmecken, was für eine Sorte der selig Fürst geschmaukt habe.

Alois blieb nichts anderes übrig, er mußte die Zigarre in Brand setzen. Er tat es mit einer Umständlichkeit, daß Frau Zacherl den Kopf schüttelte. Als er aber die ersten Züge getan hatte und ein herzwürdig brenzlicher Qualm über die Tafel hinzog, schnitt er plötzlich eine furchtbare Grimasse, warf die Zigarre auf den Tisch und wollte zur Tür.

„Halt!" rief Frau Zacherl, der nichts gutes schwante, „das geht nicht mit rechten Dingen zu. Ein solches Stinkkraut, das hat unser seliger Herr Fürst nicht geraucht. Gesteh', Alois, du bist mir über Zacherls Reliquie geraten."

Alois gestand schweigend, mit lächerlem Gesicht, eine schwere Schuld ein. Lebhafte Entrüstung erhob sich an der Tafel. „Pfui", hüstelten Männer und Frauen, teils infolge des brenzlichen Gestants, teils von der bösen Tat des Lehrbuben entsetzt. „Solch ein Lausbub, solch ein —"

Doch sie kamen nicht weiter, denn Alois erhob seinen Rotkopf und meinte dreist, auch mit der richtigen Reliquie, die er heute morgen erwischt habe, sei es nicht richtig gewesen, da müsse auch schon vorher ein anderer — —

Frau Zacherl blickte auf. Betretenes Schweigen bei den Männern ringsum. Furchtbares ahnte da die unglückliche Frau. Sie erhob sich, blickte vernichtend um sich und sagte nur: „So also steht's — hm, hm? Das also ist die Ehrfurcht vor dem Toten, das ist die Ehrfurcht vor dem Gnadengeschenk des seligen Herrn Landesfürsten!" rief sie dann. „Zacherl, dank dem Himmel, daß er dir keine Zeit gelassen hat, solch eine Schlechtigkeit, solch eine zum Himmel stinkende, am eigenen Leibe zu erleben." Damit verließ sie aufschluchzend das Zimmer. Die Frauen folgten ihr, entrüstet, sprachlos.

„Nun wundert's mich nicht," sagte einer der Kleinlaut zurückgebliebenen Mannsleute, „daß mir die „Fürstliche" so elend geschmeckt hat, wer weiß, wem sein Kraut man da erwischt hat beim Vertauschen."

„Wer hat denn nun aber die „echte" erwischt?" raunte ein anderer. „Einer muß doch — zuerst —"

„Wie ich den Zacherl kenn', das hat er sein selber getan," mißerte ein anderer. „Freilich, wissen kann man's nicht, aber zuzutrauen ist es ihm, dem Haderlump'n, daß er uns hat alle zu Narren halten wollen noch nach seinem Begräbnis. Kinder macht die Fenster auf, ich halt den Gestank nicht mehr aus."

Das Geheimnis der Reliquie des Herrn Zacherl ist niemals gelöst worden.

## Miniaturen.

Von

**Karl Demmel.**

(Nachdruck verboten.)

### Händel.

Er scheint ewig als ein Jüngling in der duftigen Allongeperücke. Und dennoch dabei keine zierliche Rokokofigur. Breit, groß, und stämmig war sein Wuchs. Sieben Jahrzehnte hat ihn sein Schicksal durch das Leben getragen. Das damals so behäbige Saalestädtchen Halle sah den klugen Jüngling heranwachsen, weiß von seinem Klavierchen, das versteckt im Dachkämmerchen stand, worauf er heimlich musizierte. Und die spitzen Türme der Stadtkirche sahen den Sohn des einfachen Barbiers und späteren Hofmedikus's, der aus seinem leibeigenen Sproß alles andere eher, als einen drolligen Musikanten machen wollte, so oft zur Alma mater schreiten, wo er sich den melodientrunkenen Kopf mit nüchterner Pandektengelehrtheit vollpfropfen mußte. Der alte, kluge Zachau, seiner Profession nach Organist, wußte, daß in dem jugendlichen Händel eine schöpferische Künstlerkraft verborgen schlummerte.


Universitäts- und Landesbibliothek Sachsen-Anhalt
urn:nbn:de:gbv:3:1-848334-19210422021/fragment/page=0001

Langsam kam mit den Jahren emsiger Arbeit der Ruhm: die Rechtgelehrtheit war eines Tages in eine verstaubte Ecke geflogen. Herrlich sprudelte aus Händels Melodienbrunnen die Erbauenheit vor der ewigen Schöpfung, das Verneigen vor der göttlichen Majestät. Gott segnet die, die ihn im Höchsten suchen. Reiselust gen südlichen Gefilden packte den jugendlichen Schwärmer, er fand Ehre und Anstellung. Ueber das Meer zog sein Wanderschritt, und betrat brittannische Erde, wo der „große Sachse" so ihm der Name ward, auf mächtigen Orgeln in hohen Domen Lieder in Gottwohlgefallen über die mächtigen Gemeinden brausen ließ.

Wundervoll entstieg zum Licht der „Messias" seiner innersten Seele. Und der Ruhm des Tonschöpfers bekam weite Flügel wie ein Amor und flog zur Verkündigung ins deutsche Land, das am Rhein und Neckar durch des Sonnenkönigs Werk in Schutt und Asche lag.

Leise verdämmerte sein Dasein; ward dürre Spreu im Winde. Furchtbar ward der Tag, als Händels Augen, verschleiert auf dem Mantel der ewigen Nacht, die schwarzen Notenköpfe auf geblichem Papier nicht mehr finden konnte. Da war seine Seele zerrattet wie das Herz der Mutter bei des Kindes Tod.

Um den Westminsterturm, wo seine sterbliche Hülle ruht, scheint es wie ein Hymnus seiner Musik zu brausen, das den Psalm des erhabenen Gottesbuches jubelt: „Jauchzt dem Herrn alle Welt, kommt vor sein Angesicht auf Frohlocken. . ."

**Hans Sachs.**

In seiner Seele blühte ein Reis ewig frühlingsjung. Und aus diesem Reis formte sein Gemüt fernigen Sing-Sang Es ist ein unvergängliches Bild, wie er unermüdlich auf seinem niederen Schemel in stiller Stube hockt und in einen frischen Morgen hineinkuckt — auf ehrsamen Nürnberger Bürgerschuhen herumklopft. Aber seine Seele hat sich irgendwo draußen vor dem dumpfen Stadttore an eine weiße Wolke gehängt und wandert übermütig über blühendes Frühlingsland. Seine Hände von Pechdraht rissig geworden und dennoch die schweigenden Hände den Griffel kunstgewandt nach Meistersangs Form führen. Die soviel beschäftigte Lauffrau hätte nicht gedacht, als sie das unscheinbare Knäblein zur Taufe reichte und der Küster den Namen Hans Sachs, geboren 1576 in der Brunnengasse in das meistersingerliche Kirchenbuch schrieb, daß dieser Name unsterblich für alle Zeit da nun brinsteigen würde. Und dann wanderte der Knabe, zum Jüngling geworden, durch die deutschen Lande, mit seinem wohlwollenden Gesellenbrief im Ränzel und in der Werkschmiedekunst von Lehrmeistermeister Runnenbeck unterwiesen. Fleiß machte mit den Jahren einen derben, tüchtigen Meister seines Handwerks aus ihm. Das Heimweh zog ihn wieder in das zinnenstarrende Nürnberg, wo er alsobald ein traut Ehegemahl heimführte, das ihm sieben Kinder schenkte. Es weint das deutsche Gemüt in Gedanken, daß der nimmermüde Meister Hans Sachs — in Ehren und Würden schneeweiß wie ein Täubchen an Bart und Haar geworden — taub vor einem alten, großen Buch sitzt und die Nachbarn aus dem alten, greisen Antlitz freundlich anlächelt. Die Nachtigall im Hausgarten wurde nicht müde ihm ihre Lieder vorzupfeifen. Hans Sachs aber hörte den Sang nicht mehr, hörte nichts mehr von Meistersängerkampf, auf festlicher Wiese...

Sein Wort ist beständig geworden und sein Name ragt in die Geschichte deutscher Dichtung, blüht darin herrlich und ehrt das deutsche Handwerk.

**Rembrandt.**

Das Schicksal hat aus Ruhm und Dornen einen Kranz um ihn gezogen. Nicht laut war sein Wesen, fast vergessen lebte er in seinem kleinen, schwärzlichen Hause in der düsteren Ballenbergerstraße Breestraat zu Amsterdam. Sein Künstlerschaffen ist Glorie des Lichts, Versenkung in die Farbenpracht der Gestalten des ewigen Buches: die Bibel. Kein Titel, keine besondere Gunst ward dem Poeten der Farbe zuteil. Zwischen kostbaren Sammlerstücken ging er, sein Leben dahin, wie das eines weltfremden Alchimisten. Und dennoch war sein Stolz unbeugsam, da ihm das Glück der Kunst am Wege lag. Er aber stieg auf der Leinwand seiner Staffelei hinab in die Armut und Niedrigkeit und fand für all dieses Elend eine Verschönerung durch seine Kunst. Frau Saskia war ihm Sonnenstrahl im düsteren Hause. Die Schüler sahen ihr manchmal sündig nach. Draußen in der Welt führten Fürsten den Namen Rembrandt voll Ehrfurcht.

Das menschliche Glück ist rund und wendet sich wie ein Blatt im Wind. Und in die Armut, die der unsterbliche Rembrandt so oftmals verschönt hatte, stieg er nun selbst hinab. Das Weib starb ihm und mit ihr ward die Sonne dunkel; häßlich waren lästige Gläubiger und verschleuderten seine kostbare Habe, worauf er stolz wie ein Fürst der Welt war, für Groschen vor einer alten Herberge. Da beSam das stolze Gesicht unter dem Samtbarett, das so oft sein Abbild im Spiegel sah, runzlige Falten, in jeder Falte saß irgendwie Leid. Er nahm seine Staffelei unter den Arm und baute sie in aller Dürftigkeit irgendwo in einer vergessenen Gasse auf. Die Kunst konnte man ihm nicht für Groschen wegnehmen.

Und einsam, wie sein Leben war, so starb er, unrauscht von seinem Todesmantel. Im sattesten Purpurbraun. Nun ist sein Name über die Welt gelogen. Von kalten Museumswänden sprechen seine Werke. Die Menschheit steht ergriffen wie vor heiligen Altären.

# Der Besuch der deutschen Universitäten.

Der seit Kriegsende ansteigende Besuch der deutschen Universitäten ist jetzt zum Stillstand gekommen. Der Zugang, der sich bei Kriegsausbruch auf 61 000 belief und vor einem Jahr auf 88 000 gestiegen war, ist jetzt auf 83 448 zurückgegangen, demnach aber immer noch wesentlich höher als zu Friedenszeiten. Wenn auch der außerordentlich starke Universitätsbesuch zu einem Drittel noch auf die Stauungen des Kriegs zurückgeht, so ist die Studentenzahl, namentlich angesichts der Verkleinerung des Reichsgebiets und des Wegfalls der Anstellungsmöglichkeiten nicht nur innerhalb des öffentlichen Dienstes, sondern auch im freien Berufsleben so groß, daß fast überall Hoffnungslose Ueberfüllung droht.

Die Verteilung der Studentenschaft auf die einzelnen Berufe zeigt gegenüber dem Stande vor dem Kriege eine rapide absolute Steigerung der Zahnärzte und der Volkswirte, eine erhebliche Zunahme auch der Juristen, und anderseits einen Rückgang bei den Theologen bei den Philologen und bei den Pharmazeuten während — trotz ihrer absoluten Zunahme — die Mediziner und die Lehramtsanwärter verhältnismäßig zurückgegangen sind. In diesen Veränderungen kommen insbesondere die Abwanderungen der Kriegsteilnehmer in aussichtsreicher scheinende Berufe oder in Berufe mit kürzerer Ausbildungszeit und geringeren Ausbildungskosten und die Berufswahl der jüngsten Semester zum Ausdruck. Es wird sich zeigen, daß die massenhafte Abströmung zu einzelnen Studien zur unmittelbaren Ueberfüllung dieser Berufe — wie Zahnheilkunde, Nationalökonomie und Rechtswissenschaft — führt. Die Besuchsziffern der einzelnen Studienfächer veranschaulichen den neuesten Stand, die Aenderungen und die massenhaften Zugänge zu einzelnen Berufen deutlicher. Es studieren zurzeit: Medizin 16 662 gegen 20 788 im Winter 1919/20 und 16 048 vor dem Krieg, Rechtswissenschaft 15 295 gegen 16 503 und 9342. Philosophie, Philologie und Geschichte 15 764 gegen 18 603 und 14 456, Staatswissenschaften und Landwirtschaft 14 919 gegen 10 670 und 3376, Mathematik und Naturwissenschaften 9621 gegen 10 537 und 8132, Zahnheilkunde 5133 gegen 3572 und 976, evangelische Theologie 3143 gegen 3633 und 4374, katholische Theologie 1963 gegen 2000 und 2058, Pharmazie 1011 gegen 1073 und 1029, Tierheilkunde 434 gegen 544 und 203 und Forstwissenschaft 423 gegen 296 und 211.

Im Besuch der einzelnen Universitäten zeigt sich eine steigende Massierung der Studentenschaft in den Großstädten. Berlin überragt weit mit 12 532 Besuchern, dann folgt in größerem Abstand München mit 8305. Es stehen sich an: Leipzig 5793, Bonn 4974, Frankfurt 4141, Breslau 3641, Münster 3832, Köln 3818, Hamburg 3512, Würzburg 3544, Halle 3433, Göttingen 3420, Freiburg 3301, Tübingen 2732, Heidelberg 2767, Marburg 2625, Jena 2585, Gießen 2107, Kiel 1323, Erlangen 1636, Greifswald 1529 und Rostock 1145.

# Bunte Zeitung.

**Unbekannte Vertreter der Tessesanna.** Der Fürst von Monaco, der bekannte Förderer der Meeresforschung, teilt in der „Epoca" mit, daß er in einer Tiefe von 8000 Metern, wo der Wasserdruck die stärksten Panzerplatten in Grome zerreiben würde, einen Fisch entdeckt habe, dessen Augen gewissermaßen „elektrische Quellen" seien, und einen anderen, der sein Skelett außerhalb des Körpers trägt. Der Fisch mit den elektrischen Augen sei ein Ungeheuer von fünf Metern Länge und ähnele einem Polypen, der indessen eine ganz eigenartige Form angenommen hätte infolge des ungeheuren Druckes, unter dem das Tier lebt, der jedem Lebewesen, das so tief sich wie die atmosphärische Luft. Mit den zwei Augen des Polypenarmen lägen die Augen, die die merkwürdige Eigenschaft besäßen, daß sie dreißig Zentimeter aus dem Kopfe herausstreben könnten und das Dunkel des Meeres wie zwei leuchtende Automobilscheinwerfer durchdringen. Die Augen des Ungeheuers dienten aber nicht nur dazu, um den Weg des Tieres zu erhellen, sondern sie wirkten gleichzeitig wie ein Leuchtfeuer für andere Fische, die, von dem Fun en angelockt, direkt in ihr Verderben rennen. Auch der Fisch, dessen Skelett außerhalb seines Körpers liegt, besitze geradezu teleskopische Augen und sein ganzer Kopf leuchte wie eine Laterne.

**Wie man eine Zigarre in Brand setzen soll.** Wohl keinem Raucher dürften bisher Bedenken aufgestiegen sein, daß er sich mit der Art, wie er seine Zigarre in Brand setzt, um den besten Teil des Rauchgenusses bringt. Und doch wird jeden Spanier, der als Autorität in diesen Dingen gelten darf, ein gelinder Schrecken überkommen, wenn er sieht, wie jemand erst die Spitze abschneidet, um dann das brennende Streichholz mit dem kostbaren Kraut in Berührung zu bringen. Der Spanier selbst brennt seine Zigarre an, bevor er die Spitze entfernt; er hält das brennende Streichholz solange an das stumpfe Ende der Zigarre, bis etwa ein achtel Zoll des Tabaks in Asche verwandelt ist. Erst dann schneidet er die Spitze ab, oder, richtiger gesagt, er bewirkt die Entfernung des spitzen Endes dadurch, daß er dies zwischen Zeigefinger und Daumen nimmt und behutsam abbricht. Dann erst überläßt er sich mit Wonne dem Rauchgenuß, und er behauptet, daß dieser ungleich größer sei, als bei den üblichen Verfahren, weil durch seine Art des Anrauchens der Zigarre das Aroma voll erhalten wird.

# Zeitschriftenschau.

**„Der Kunstwart"** (Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey), die ruhigste und besonnenste Zeitschriftenschöpfung aus den Sturmzeiten des jungen Naturalismus, hat auch heute diese Ruhe und Besonnenheit, dieses leise Widerstreben gegen das Neue und das behagliche Haften am Alten, das dem abgeklärten, gereiften Alter ziemt, nicht verloren. Deshalb ist es wohl auch eine der wenigen Schöpfungen, die ihre eigentliche Bestimmung überdauert, die den Niedergang des Naturalismus überstanden haben. Weil ihre Gründer sich rund und klärend und fühlend über der Zeit stehen wollten, weil sie mit dem jeweils herrschenden Strome geschwommen sind. „Der Kunstwart" hat etwas von der leidenschaftslosen, so gern verzeihenden Art seines Herausgebers, Ferdinand Avenarius, an sich, etwas von der schlichten Volkstümlichkeit, die dessen weitverbreitetem „Hausbuch deutscher Lyrik" überall Tür und Tor geöffnet hat. Richtungsbestimmend für den „Kunstwart" ist eines, und daran darf niemand rütteln, deutsein: er will deutsch sein, deutsch im Sinne der jungdeutschen Bewegung, deutsch im Sinne der Wandervögel, er will die Schönheit der Heimat predigen, will die Größe seiner Männer in aller Herren prägen. Sein ist der Glaube, daß am deutschen Wesen noch einmal die Welt genesen soll.

**„Der Kunstwanderer"** (Kunstwanderer-Verlag, Berlin-Schöneberg) hat nicht nur durch das in jedem Hefte reichlich vorhandene und übersichtlich geordnete Material über das Kunstausstellungs-, Museums- und Auktionswesen des In- und Auslandes für Sammler, Kunstsachverständige und Kunstinteressenten Bedeutung, er bietet durch seine reiche Illustrierung und durch die ersten Federn entstammenden Beiträge auch jedem Laien einen gründlichen, wissenschaftlich verbreiterten Ueberblick über alte und neue Kunst, über Kunstmarkt und Sammelwesen im allgemeinen. So besprecht im ersten Aprilheft Adolf Donath, der Herausgeber der Zeitschrift, unter dem Titel „Ausländische Kunst in Berlin" das Schaffen Edvard Munchs und der jüngsten Italiener, Professor Dr. Hermann Schmitz schreibt über „Humor und die neuere Kunstwissenschaft", Professor Dr. August L. Mayer (München) publiziert „Eine Golgathagruppe nach Roger van der Weyden", Dr. Albert Dresdner würdigt „Thorvaldsen als Zeichner", Dr. G. A. E. Bogeng setzt seine Artikelserie über „Buch- und Buchenbandfälschungen und -Verfälschungen" fort.

**Die Leipziger „Illustrierte Zeitung"** (Verlag J. J. Weber, Leipzig) eröffnet mit der soeben erschienenen Nummer 4045, die auch in drucktechnischer Hinsicht mustergültig ausgestattet ist, in vertrauensvoller Weise das neue Quartal. Neben zahlreichen Bildern von den letzten Zeitereignissen, von Mode und Theater bringt das stattliche Heft auch eine Reihe geschmackvoller illustrierter Beiträge, wie „Bäuerliche Töpferkunst", „Die Krankheiten der Waldbäume", „Erfurt, ein thüringisches Nürnberg", „Der Dresdener Maler Alexander Bertelsson", „Worms-Wittenberg" u. a. m. Wer ein Blatt sucht, das in anregender Form Belehrung und Unterhaltung verbindet, das eine Kulturrevue großen Stils darstellt, die eigentlich in jedes Haus gehört, der braucht nur nach der altbewährten „Leipziger Illustrierten" zu greifen, um das Gewünschte in buntester Mannigfaltigkeit zu haben. Sie ist im wahrsten Sinne des Wortes eine unterhaltende Schau des Zeitgeschehens, wie sie in keinem Haus und keiner Familie fehlen sollte.

**„Das Deutsche Buch"** (Deutsche Gesellschaft für Auslandsbuchhandel, E. V., Leipzig), eine Monatsschrift für die Neuerscheinungen deutscher Verleger, die es eine umfassende Uebersicht über sämtliche Neuerscheinungen des letzten Monats. Es gibt kein Gebiet des Buchhandels — von der Wissenschaft bis zur leichten Muse —, die an Neuerscheinungen unerwähnt bliebe. Daneben ist jedes Heft noch mit einer Anzahl feuilletonistischer, literarhistorischer oder wissenschaftlicher Artikel versehen, die der Feder bekannter Männer entstammen. Das 3. Heft des 1. Jahrgangs ist so zum Beispiel in der Hauptsache ein Einstein-Heft. Außer einer Radierung Albert Einsteins von Hermann Struck enthält es einen Artikel von Albert Moszkowski, betitelt „Aus Einsteins Leben", „Die Einsteinsche Relativitätstheorie" von Walter Berger und eine auf Angaben Prof. Dr. Einsteins beruhende Zusammenstellung von Angaben über die Literatur zur Relativitätstheorie. Dazu noch Ueberschichten über die „Neuere anorganisch-chemische Forschung von Prof. Dr. Konrad Schaefer und über die Verbreitung des „Technischen Buches in Deutschland" von Prof. Alfred Freund.

Wenden wir uns der Technik zu so fällt uns hier die letzte Nummer der **„Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure"** (Verlag des Vereins deutscher Ingenieure, Berlin), die in allen Kreisen der Industrie und Technik einem immer größeren Interesse begegnet, in die Hände. Das Heft vom April ist als Sonderheft für Wärmewirtschaft von doppeltem Umfange der sonstigen Hefte erschienen. An der Lösung dieser wichtigsten Fragen der Gegenwart sind Industrie und Ingenieure in gleichem Maße beteiligt. Die Kohlennot zwingt zur sorglamen Verwertung auch der geringwertigsten Brennstoffe; die sparsamste Ausnutzung der daraus gewonnenen Energie setzt das Unkostenkonto jedes Betriebes ganz wesentlich herab. Jede unausgenutzte Kalorie bedeutet herausgeworfenes Geld. Die „Zeitschrift des Vereins deutscher Ingenieure" hat in dankenswerter Weise die Aufgabe gelöst, das jetzt vorliegende reiche Material unter der Mitarbeit hervorragender Fachleute Deutschlands im Zusammenhang übersichtlich zu behandeln. Ihr Sonderheft über Wärmewirtschaft erfüllt die bedeutungsvolle Aufgabe, von hoher Warte über den Stand der wirtschaftlichen Kraftererzeugung und Wärmeausnutzung zu berichten und neue Wege in die Zukunft zu weisen. Die Zusammenfassung wesentlicher Industriezweige in dieser Darstellung bietet reiche Gelegenheit für eine gegenseitige Besprechung der auf das gemeinsame Ziel gerichteten Bestrebungen der einzelnen Fachleute.

**Die Zeitschrift „Neue Frauenkleidung und Frauenkultur"** (G. Braunsche Hofbuchdruckerei, Karlsruhe) ist bestrebt, die deutsche Frau von den Einflüssen fremder Moden zu befreien und ihr in Wort und Bild immer wieder einzuprägen, daß deutsche Mode, deutsches Kunstgewerbe, deutsche Waren den Vergleich mit dem Auslande nicht zu scheuen brauchen. Sie bringt nur Qualitätsarbeiten deutscher Werkstätten und ist gleichzeitig der Frau von vornehmem, eigenem Geschmack ein zuverlässiger Führer und Ratgeber. Aus dem Inhalt des Frühjahrshestes: Vollendkragen von Professor L. Segmiller. — Praktisch-schöne Berufskleidung von G. Doll. — Zur Rundfrage: Die Frau als Trägerin künftiger deutscher Kultur von Beda Prillipp. — Moderner Schmuck von Professor L. Segmiller. — Einiges über das Buchbinden von Ernalotte von Bulmering. — Vom Geheimnis der Farben. Fortsetzung von Professor Hartstein, München. — Krokus von Else Leitzmann, Jena. — Turn- und Tanzkleid von Frida-Hanna Winther. — Der Alkohol im jugendlichen Gemeinschaftsleben von Regierungsrat Broßner. — Plaudereien über neue Bücher. Fortsetzung von Curt Amend. — 29 künstlerische Bildaufnahmen und 3 Schwarzweiß-Zeichnungen. — Der beigelegte Handarbeitsbogen zeigt Strick- und Häkelarbeiten, Tenerissasterne, sowie eine vollständige Säuglingsausstattung mit ausführlicher Anleitung zur Selbstherstellung durch die junge Mutter.

Unter den Witzblättern steht noch immer der **„Simplizissimus"** an der Spitze, der alte und liebe, der Deutschlands Geschicke begleitet hat mit beißendem Spott und feiner Ironie, mit bitterer Satire und geheimer Trauer, soweit die heut lebende Generation zurückdenken kann. Der nie zufrieden ist, weil er stets bessern will, und der dieses Höherhinaufwollen nie predigt, sondern immer mit Eleganz und Geist, mit Witz und Laune plaudert. Scheinbar negierend, leistet der „Simplizissimus" doch positive Kulturarbeit, wird nie kitschig, nie banal. Er ist wieder ein geistreicher Freund geworden, den sie nicht missen möchten, ein Freund, der nicht bienden will, sondern einer, der allen die Wahrheit sagen möchte. Allen — ohne Unterschied; er kennt keine Partei, keinen Stand, den er bevorzugt. Er kennt nur eins: ein wahres, reines Deutschtum, das von einem gesunden Egoismus getragen wird.

Aehnlich und doch wieder anders sind die **„Meggendorfer-Blätter"** (Verlag der Meggendorfer-Blätter, München.). Aehnlich in der Art und Weise ihres Predigens, anders im Ziel ihrer Predigt. Sie wollen wohl auch bessern, wollen auch Kritik anlegen; aber sie möchten auch Humor spenden, möchten erwärmen in unserer frostigen Zeit, möchten trösten durch Lachen, möchten mit sanfter Hand die Sorgenfalten glätten. Jedes Ding hat sechs Seiten, das lehrt die höhere Mathematik ihre auserwählten Anhänger. Jedes Ding hat aber unter allen Umständen eine heitere Seite! Das lehren die „Meggendorfer-Blätter" alle und alle, Seite für Seite mit jeder neuen Nummer! Diese Weisheit ist das Allgemeingut aller Mitarbeiter und bedeutet hat höchsten Wert. Darum verdamme niemand, sie sich anzueignen. In Wort und Bild, in Reim und Prosa wird ihm diese vergnügliche Unterweisung dargebracht, humorvoll und farbig, aktuell und zeitlos werden ihm die Regeln einer heiteren Lebensauffassung eingepaukt. Unpolitisch, unparteiisch aber den ich kann diese jeder sich zu eigen machen, ohne seiner Ueberzeugung ein Opfer bringen zu müssen. Noch ist diese Wunschzahl, die die „Meggendorfer-Blätter" lehren, allerdings nur ein Lachen unter Menschen — doch daran sind nicht sie, daran ist die Zeit, ist die „dira necessitas" schuld, die eben jetzt kein reines Lachen dulden will.

C. H. B.

Zu beziehen durch die
**Goethe-Buchhandlung Halle a. S.,** Gr. Ulrichstraße 63, Fernruf 4520 u. 1630.